

Wenn ich meine Ausführungen mit der Metapher „Brücke nach Südosten“ beginne, verbergen sich dahinter mehrere Gedanken, auf die ich eingangs eingehen möchte. Das Wort „Brücke“ löst in den meisten Fällen die Vorstellung von etwas aus, das verbindet, weil es etwas gibt, das dazwischen liegt und das daher, weil ein Hindernis, überbrückt werden muss. Im vorliegenden Zusammenhang handelt es sich um zweierlei Brücken – um eine räumliche und um eine zeitliche. Wenn wir hier in Ulm weilen, fühlen wir uns nicht als im Südosten befindlich; auch wenn es dorthin nach heutigen Maßstäben nicht sehr weit ist, beginnt der Südosten für uns dort, wo Menschen leben, die nicht derselben Sprachgruppe angehören, d. h. an der österreichisch-ungarischen bzw. österreichisch-slowenischen Grenze. Um so mehr, wenn es die gedankliche Brücke zum Banat zu schlagen gilt, ist der Südosten allerdings ein wenig weiter weg – heute zwar auch nur mehr rund eine gute Flugstunde von hier, früher mal ein langwieriges Reiseunterfangen. Weil in Deutschland und Österreich die eindeutige Mehrheit der Bewohner deutscher Muttersprache ist, erscheinen uns alle jene Menschen gleicher Zunge (wieviel sie auch immer sein mögen), die nicht in den deutschsprachigen Ländern leben, als „draußen“. Um so mehr, wenn es nicht nur um die neutrale Sachkategorie „gemeinsame Sprache“ geht, sondern um eine daran geknüpfte emotionale Verbundenheit, rückt die zweite Facette der Brücke, nämlich die zeitliche, ins Blickfeld. Weil einst Menschen aus dem deutschsprachigen Mitteleuropa nach Südosteuropa (und so auch in das Banat) ausgewandert sind, besteht eine zweifache Möglichkeit der zeitbetonten Rückbesinnung – entweder als Zeitgenossen jodweder Herkunft aus der Gegenwart auf das 18. Jahrhundert, als jene Auswanderer stattgefunden hat, oder bloß innerhalb der Gruppe derer, die von jenen Auswanderern abstammen und deren Nachfahren mehrheitlich in ihre Herkunftsländer zurückgekehrt sind. Wie man weiß, betrachten Rückwanderer den meist erzwungenen Ortswechsel nicht leidenschaftslos, sondern voll der Gefühle und Erinnerungen. Hierdurch erhält der Begriff „Brücke“ eine zusätzliche Funktion: jene verweist nicht nur auf die beiden „Ufer“, d. h. auf die „alte“ und die „neue“ Heimat, sondern auch auf die Kluft zwischen der harten Realität und der jeweiligen Gemütslage, die es zu mildern, gegebenenfalls sogar zuzuschütten gilt.

Bei diesem Streben um Überbrückung zwischen persönlichem Schicksal und der „großen“ Geschichte, das die Wege der „Vergangenheitsbewältigung“ erfolgen mag, tritt laufend ein Fehler zutage, der biologische Ursachen besitzt. Dieser Fehler beruht auf der Divergenz zwischen der Begriffsbildung und dem Gedächtnis. Sinnliche Wahrnehmungen von Räumen, Sprachen, Gebäuden, Landschaften, Menschen usw. erzeugen im Gehirn Vorstellungen, die dazu dienen sollen, damit wir die Welt in ihrer Vielfalt erkennen und verstehen können. Im Umgang mit diesen bildartigen „Vokabeln“ wird der permanente Fluss der Zeit nicht ausreichend berücksichtigt, weshalb wir stets dazu neigen, zeitlos zu denken und zu werten. Wozu führt das im vorliegenden Fall? Das Bild über den Südosten, das

Brücke nach Südosten. Die Banater Schwaben als Gegenstand der Kulturtransferforschung

Dr. Harald Heppner (Graz) - Teil 1

Wie bereits berichtet wurde, hielt Prof. Dr. Harald Heppner vom Grazer Institut für Geschichte am diesjährigen Heimattag der Banater Schwaben in Ulm den Festvortrag „Brücke nach Südosten. Die Banater Schwaben als Gegenstand der Kulturtransferforschung“. Der Wortlaut dieses Vortrags wird in zwei Teilen (in dieser und in der nächsten Ausgabe der *Banater Post*) wiedergegeben.

gleichfalls nicht stehengeblieben, und auch der Ausdruck „Rückkehr“ ist, genau genommen, ein Trugbild, denn kein Mensch kann in Verhältnisse zurückkehren, in und mit denen seine Vorfahren einst gelebt hatten. Ich möchte daher auch vor der Formulierung warnen, die besagt, die Länder des Südostens kämen „nach Europa zurück“. Geographisch gesehen, haben sie den Kontinent nie verlassen, eine anderwärtige Rückkehr kann aber nie und nimmer zutreffen, da dies sonst eine Zeitreise wäre, die nur in Science fiction möglich ist. Wenn es Länder gibt, die in die Europäische Union aufgenommen werden, geraten sie in Welten, die es in dieser Weise früher nicht gegeben hat. Sehr treffend fasst diesen Vorgang Friedrich Schiller in seinem Drama „Wilhelm Tell“ im Munde des alten Attinghausen zusammen: „Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit... und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Wer sind die Banater Schwaben?

Auch wenn sich der Begriff „Banater Schwaben“ eingebürgert hat, muss er, wissenschaftlich betrachtet, doch kritisch durchleuchtet werden. Sind Banater Schwaben solche, die aus Schwaben stammen und im Banat leben? Oder sind Banater Schwaben auch solche, die aus anderen Teilen des deutschsprachigen Raumes kamen und zu den schwäbischen Banatern zugezogen sind? Sind Banater Schwaben auch solche, die gar nicht mehr im Banat leben, auch wenn sie noch recht lebendig sind? Könnte man von „Banater Schwaben“ nicht eigentlich erst ab jenem Zeitpunkt reden, als es diesen Sammelnamen gegeben hat, wodurch diejenigen, die davor gelebt haben, keine Banater Schwaben waren? Sind Banater Schwaben nur solche, die sich kraft ihres Bewusstseins und Willens zu dieser Gruppe bekennen oder auch andere, für die das keine Bedeutung (mehr) besitzt? Wären bei Berücksichtigung frauen-

emanzipatorischer Ansprüche aus der Etikettierung „Banater Schwaben“ nicht alle Banater Schwäbinnen ausgeklammert? Wie auch immer die Antworten lauten mögen, steht hinter solchen Fragen die Einsicht, dass nichts automatisch ewig gültig ist, sondern immer nur in bestimmten Zusammenhängen und für bestimmte Zeiten. Dies einzusehen, ist zwar nicht allzu schwer; dies im täglichen Tun und Lassen zu bedenken hingegen schon.

Grundsatzfragen

Wenn ich mich dem Kern meines Vortrages zuwende, bedarf es der Behandlung folgender Fragen: 1. Worauf beruht das bisherige historische Bild über die Banater Schwaben? 2. Welche Veränderungen sind insbesondere in den letzten Jahren in den Geisteswissenschaften vor sich gegangen, die dem Studium des Themas „Banater Schwaben“ neue Möglichkeiten eröffnen? 3. Welche Stellung kann das vorliegende Thema innerhalb der Kulturtransferforschung einnehmen?

Zur Frage 1: Ein Kapital hatten die Auswanderer aus Deutschland nach den Türkenkriegen allemal, worin sie sich von Kolonisten des Mittelalters unterscheiden: Sie brachen gegen Südosten nicht auf in einer Zeit, in der kaum jemand lesen und schreiben konnte, in der es mehr oder weniger keine amtlichen Evidenzen gab und der Erfolg wofür auch immer dem Zufall überlassen blieb. Wegen des Organisationsgrades der Zivilisation im 18. Jahrhundert ist das Wissen über die Zusammenhänge nicht abhandeln gekommen, und auch die Forschung zugunsten der Rekonstruktion der Migrations- und Wirkungsprozesse lebt von der Aktenkundigkeit der einstigen Vorgänge. Es leuchtet aber ein, dass kaum jemand der ersten Generationen von Kolonisten auf die Idee gekommen ist, die Zuwanderung in das Banat und andere Gebiete des Südostens

schriftlich festzuhalten und kritisch zu reflektieren; dazu fehlte nicht nur die Zeit, sondern auch der Bedarf, denn schließlich galt es ja, die Existenz unter neuen Rahmenbedingungen zu sichern und nicht ein schwer arbeitendes Publikum im Wege der Selbstdarstellung zu unterhalten. Ursprünglich und lange beherrschte daher allein die mündliche Überlieferung das Feld der Selbstbetrachtung. Die Anforderung, das Überleben zu sichern, der Umstand, dass die Verhältnisse im damaligen Ungarn ziemlich viel Anpassung erforderten, und die Provinzialität des Daseins für die meisten Zuziedler begründen, warum erst im nationalen Zeitalter Fragen wie „Woher kommen wir eigentlich? Wer sind wir denn? Wie wird es mit uns weitergehen?“ Bedeutung erhalten haben. Auslösend hierfür war aber nicht nur die Politik der Magyarisierung, die am Dorf weniger Wirkung zeigte als in der Stadt, sondern die mit Industrialisierung, Urbanisierung und Bildungsaufschwung verbundenen intellektuellen Anreize, sich als Individuum gleichwie als werdende Volksgruppe bewusst zu werden. Der Logik der damaligen Lebensverhältnisse entsprechend konnte gar nicht von vornherein eine Bewusstseinsgemeinschaft existieren, die dem Etikett „Banater Schwaben“ entspricht, weil die Betroffenen über die Landschaft verstreut waren, sich trotz aller Kommunikation im Lande nicht einmal ansatzweise treffen und daher finden konnten und trotz aller kulturellen Gemeinsamkeit ja auch dörfliche, familiäre oder sonstige Unterschiede aufwiesen. Den durchschnittlichen Wahrnehmungshorizont des Schwaben und der Schwäbin definierte das Dorf bzw. die eigene Familie, und diese Dimension blieb für Generationen das Maß der Selbstwahrnehmung. Weil Personen aus dem jeweils eigenen Lebensraum „am besten“ Bescheid wussten, erschienen solche am geeignetsten, Ortschroniken o. ä. zu verfassen. Autoren derartigen Schriftguts waren daher

nur selten professionell ausgebildete Personen, sondern mehr oder weniger Autodidakten, die sich meist nur an die eigenen Leute wandten und zudem den Vorteil besaßen, vom lesenden Publikum als authentisch Schreibende akzeptiert zu werden. Die Methode war stets die gleiche: In den Vordergrund der Darstellung geriet die bürgerliche Epoche, in der geordnete Verhältnisse herrschten (die man auf diese Weise als Standard betrachtete), während die Zeit der Zuwanderung und die parallel laufende „größere“ Geschichte bestenfalls als episodenhafte Kulisse Berücksichtigung fand, Fragestellungen über einen gesamtschwäbischen Horizont blieben ebenso wenig behandelt wie über das Zusammenleben mit den anderen ethnischen Gruppen im selben Lebensraum. Es war daher die von außen bzw. oben kommende Politik, die die Deutschen nicht nur dazu brachte, sich als einigermaßen einheitliche Volksgruppe zu begreifen und zu organisieren, sondern sich auch zu dokumentieren. Erst in dieser Situation (d. h. ab 1918) kam es zu regelrechten Geschichtsdarstellungen, die das Volksgruppen-ganze betrafen, und auch dann selten allein die Banater Schwaben betreffend, sondern auch andere schwäbische Siedlungsgebiete; Geschichtsdarstellungen, die gedanklich nun auch an ein Publikum außerhalb der eigenen Reihen adressiert waren. Weil sowohl der Leserkreis als auch die Verfasser aus dem Kreis der Eigenen stammten, konnten die Prinzipien wissenschaftlicher Systematik und Neutralität nicht immer zum Tragen kommen. Erst infolge der Verwurzelung in der „neuen“ Heimat nach der Abwanderung (nach Deutschland oder Österreich) und der generellen Zunahme fachlicher Professionalisierung haben sich die Wissenschaften dieses Themas allmählich angenommen. Angesichts der Organisationsprinzipien an den Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen schlich sich dabei jedoch ein Fehler ein, dessen Wirkung bis heute nicht überwunden ist: Die Lebenswelt der Banater und anderer Schwaben wurde je nach Zugang der einzelnen Wissenschaftsdisziplin zerteilt in Geschichte, Landeskunde, Sprachforschung, Volkskunde, Literatur, Kunst und dergleichen. Mit den Resultaten konnten die Fachleute noch etwas anfangen, nicht aber die Angehörigen der Betroffenen, weil sie ihr Leben und ihre Erinnerung darin nicht zusammenhängend wiedergespiegelt sahen und sehen. Es war und ist daher legitim und sachlich zwingend, auf eine Zusammenführung aller Einzelergebnisse zu drängen, wie dies z. B. das Donauschwäbische Zentralmuseum hier in Ulm vorbildhaft praktiziert.

Zur Frage 2: Welche Veränderungen sind in den letzten Jahren in den Geisteswissenschaften vor sich gegangen, die dem Studium des Themas „Banater Schwaben“ neue Möglichkeiten eröffnen?

Kernziel der Wissenschaften ist die Suche nach Gewissheit, was Systematik, Logik, Versteh- und Darstellbarkeit bedingt. Aus dieser Suche nach Gewissheit kommen immer neue Betrachtungs- und Bearbeitungsfelder ins Blickfeld, die nicht immer schon ausreichend er- und daher bekannt und mittels Erforschung in die Welt der „Ordnung“ und daher auch „Gewissheit“ einzugliedern sind. Dieser Vorgang hat ohne Emotionen zu erfolgen, d. h. nüchtern rational



Ein wichtiger historischer Bau in Meswar: Altes Generalat, Residenz des Grafen Judius Florimund

dass zum Teil bis heute nationale Denkmuster erhalten geblieben sind, und zwar nicht nur institutionell (Nationalstaaten), sondern auch gedanklich (Grenzen im Kopf). All diese Umstände sind das Produkt von Entwicklungen, deren Ergebnisse jedoch vor Augen führen, dass durch Nationalisierung und Spezifizierung Erkenntnisse auch blockiert werden.

Um den Erkenntnisgewinn zu steigern, bedurfte (bzw. bedarf) es immer noch zweier Schritte – den Blick innerhalb der Geschichtswissenschaften (im engeren Sinn) zu weiten und die Zäune zu den Nachbarwissenschaften zu öffnen zugunsten vereinigerter und gemeinsamer Anstrengungen. Auf diese Weise kam z. B. die Wirtschafts- und Sozialgeschichte zu ihrem inzwischen längst etablierten Rang, und auch die Alltagsgeschichte (Mikrohistorie) wurde zur für das Verständnis der Lebenswelten unverzichtbaren Entdeckung als ergänzendes Gegenstück zur „großen“ Geschichte.

Eine Sammeldisziplin, die in den letzten Jahren einen großen Aufschwung zu nehmen begonnen hat, sind die sogenannten Kulturwissenschaften. Sie sind ein Mix aus Geschichtswissenschaft, Literaturwissenschaft, Ethnologie, Philosophie, Sozialwissenschaften u. a., bei dem nicht der chronologische Ablauf das Wesentlichste, sondern der permanente Austausch und Umgang kultureller Elemente darstellt. Demzufolge gehören zu den zentralen Fragen der Kulturwissenschaften nicht der gestalterische Wille einzelner Persönlichkeiten, das Leben eines Staates oder die internationalen Beziehungen, sondern das Gewebe kultureller Fäden in seinem Entstehen, Wandel und Wirken. Beispiele kulturwissenschaftlicher Fragestellungen sind etwa, wie kulturelle Praktiken – und dazu gehören nicht nur die eigentliche Kunst und die Bildung, sondern jegliche Form, wie das Leben gestaltet und betrachtet wird – von einem Raum in einen anderen, von einem Milieu in ein anderes gebracht und aufgenommen wird, oder, wie und warum Wissen über Vergangenheit in späteren Zeiten neu aufgegriffen und zugunsten gegenwärtiger Bedürfnisse verwertet wird. Ein solcher gedanklicher Ansatz zielt auf sehr komplexe Vorgänge hin, wodurch meist erst nach langen und genauen Recherchen verbindliche Aussagen getroffen werden können, doch hat er allemal den Vorteil, den Zugang zur Vergangenheit wesentlich zu vertiefen und neue Einsichten in die Zusammenhänge zwischen Vergangenheit und Gegenwart freizumachen.

Zur Frage 3: Welche Stellung kann das vorliegende Thema innerhalb der Kulturtransferforschung einnehmen?

Vorerst ist festzuhalten, dass die Banater Schwaben (wie die Schwaben generell) von der Kulturtransferforschung noch wenig zum Gegenstand systematischer Untersuchung ausgewählt worden sind, weshalb es noch viel zu leisten gilt. Zerlegt man das Thema in einzelne Etappen, um es chronologisch überschaubar zu machen, bietet sich folgende Gliederung an: 1. Die Ausgangslage vor Beginn der sogenannten „Schwabenzüge“ (spätes 17. / Anfang 18. Jh.); 2. Die Phase des Transits (18. Jh.); 3. Die Startphase im Banat (18. Jh.); 4. Die Konsolidierungsphase (ab Ende 18. Jh.); 5. Die Jahrzehnte allgemeinen dynamischen Wandels (1848–1918); 6. Die Periode zunehmender Fragezeichen (1918–1944); 7. Rückkehr und Eingliederung in eine neue Heimat;

Auch wenn die Banater Schwaben keine von vornherein geschlossene Gruppe waren, ist es erforderlich, deren Herkunftsbereiche zumindest summarisch zu erfassen, weil, wenn es um Kulturtransferforschung geht, klar sein muss, aus welcher Lebenswelt sich die Menschen herausgelöst und nach Ungarn begeben haben. Hierbei werden mehrere Sedimente eine Rolle spielen – zunächst die Summe von über Generationen angehäuften Erfahrungen, die sich im Denken und Handeln niedergeschlagen haben, dann regionale und lokale Besonderheiten, und nicht zuletzt auch die familiären bzw. individuellen Eigenheiten der Auswanderer. Für ein späteres Dasein in der Fremde konstitutiv waren die Art und Weise des Zusammenhalts im sozialen Bereich, die Einstellung zum Leben, aber auch zur politischen Obrigkeit. Weiters spielt eine Rolle, ob die Betroffenen aus einem eher städtischen oder ländlichen Milieu stammten, welche Berufe vorherrschten, wie die Alters- und Geschlechterstruktur der Leute aussah, wie die Vermögenssituation beschaffen war usw. Das in der Historiographie, aber auch in der mündlichen Tradition der (Banater) Schwaben gezeichnete Bild ist sehr von einem Rückblick nach der Wanderung in den Südosten bestimmt, die mit Sicherheit eine Proliferierung verursacht hat; will man jene Prozesse definieren können, bedarf es jedoch eines einigermaßen klaren Bildes über die Ausgangssituation. Auch um beurteilen zu können, was der Abzug der Migranten unmittelbar für die Herkunftsregionen bedeutet hat, ist es notwendig, diesem Gesichtspunkt Aufmerksamkeit zu schenken.

2. Die Phase des Transits

Wenn es um den Umsiedlungsvorgang selbst geht, der ja ein Prozess in mehreren Schüben war, ist nicht zweckmäßig, von den deutschen Kolonisten auszugehen und sie als Haupthandlende zu begreifen. Freilich kam es letztlich auf jene an, sich zur Übersiedlung zu entschließen, doch ist für die Transferidee vorrangig, wer dies aus welchen Motiven initiiert hat. Folglich ist wichtig, welche Vorstellungen die Wiener Regierung, aber auch Private mit einer Kolonisierung in Ungarn an sich gehabt haben, inwieweit sich diese Vorstellungen im Lauf des 18. Jahrhunderts veränderten und wie die Wünsche an die Kolonisationswilligen herangebracht worden sind. Hat man den Leuten reinen Wein eingeschenkt und sie auch auf alle Risiken für dieses Abenteuer aufmerksam gemacht? Inwieweit sind die jeweiligen Versprechungen wirklich eingehalten worden? Konnten die Migranten kraft ihrer Fähigkeiten überhaupt abschätzen, was der Ortswechsel für sie bedeuten würde? Hatten Sie über ihre zukünftige neue Heimat ausreichende Vorinformationen bekommen oder reisten sie mehr oder minder ins Ungewisse? Bestand ein Unterschied zwischen den Zusagen der Behörden und den Worten der Werbebeauftragten und Reisebegleitorgane?

Des weiteren müsste man die sogenannten Schwabenzüge miteinander vergleichen, die in der Forschung bislang mehr von ihrem Resultat als von ihrem Ablauf bekannt sind. Aus dem Rückblick einer hochgradig organisierten Welt mag der Übersiedlungsvorgang geordneter erscheinen als er tatsächlich verlaufen sein dürfte, denn zumindest anfangs hatten die Behörden mit derartigen Vorgängen ja noch keine Erfahrung. Diejenigen, die ihre Reise heil überlebten und tatsächlich im

Neuland angekommen, dürften sich kaum nachdenken, wie viele es nicht schafften, d. h. wer und warum buchstäblich „auf der Strecke“ geblieben war und daher für einen regelrechten Kulturtransfer gar nicht in Betracht kommen kann. Wenn es nicht zufällig Quellen gibt, die wenigstens andeutungsweise Auskunft geben, wird man schwer rekonstruieren können, inwieweit die Wanderung selbst für die Migranten ein kultu-



Prof. Dr. Harald Heppner beim Vortrag im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm.

reller Lernprozess gewesen ist – sei es, sich als wechselnd große Reisegesellschaft kennenzulernen, sei es die Welt, in die man geriet, zu verstehen. Weil sie aus dem Raster nachträglicher schwäbischer Selbstbetrachtung herausfallen, sind all jene, die nicht bis ans Endziel gelangten, aber auch nicht starben, sondern unterwegs „hängengeblieben“ sind, gleichfalls zu beachten, weil sie – in Summe zwar eine Randgruppe – zur Bunteheit des zeitgenössischen Bildes von Ungarn unwillkürlich beigetragen haben.

3. Die Startphase

Die nächste Etappe des Kulturtransfers fällt in die Phase der Landnahme und Verwurzelung. Sie darf aus folgenden Gründen als besonders bezeichnet werden:

a) Sie war der Prüfstein, ob all das an Kultur, was man von Zuhause mitbrachte, sich als brauchbar erwies oder nicht.

b) Sie schloss alle Arten von Improvisation ein, die erforderlich war, um „Boden unter die Füße“ zu bekommen.

c) Sie war diejenige Zeit, in der die Hoffnung auf die eigene Zukunft am größten gewesen sein muss, weil weder die technisch-materiellen noch die atmosphärisch-kulturellen Rahmenbedingungen so vorherseh- und daher planbar waren wie in späteren Generationen.

Auch wenn die Ansiedlung im Banat nicht im luftleeren Raum passierte, sondern die Begleitung von Behörden bedingte und wohl auch die Neugierde der Einheimischen angeregt hat, waren die Schwaben anfänglich am meisten auf sich allein gestellt. Nach der Ankunft im Banat ging es noch keineswegs darum, zu Land und Leuten dazu zu gehören, sondern die bloße Existenz zu sichern. Dies war bekanntlich nicht leicht, und viele scheiterten bei dem Versuch, eine neue Lebensbasis zu schaffen. Immerhin zeugen die alsbald entstehenden Filialsiedlungen von Erfolg, der rechtfertigte, zu bleiben und das Experiment nicht abzubrechen. Die erste Phase im Neuland derte den Leuten immense

Freudensorgen, Sorgen um den Raum nachdenken, wie viele es nicht schafften, d. h. wer und warum buchstäblich „auf der Strecke“ geblieben war und daher für einen regelrechten Kulturtransfer gar nicht in Betracht kommen kann. Wenn es nicht zufällig Quellen gibt, die wenigstens andeutungsweise Auskunft geben, wird man schwer rekonstruieren können, inwieweit die Wanderung selbst für die Migranten ein kultureller Lernprozess gewesen ist – sei es, sich als wechselnd große Reisegesellschaft kennenzulernen, sei es die Welt, in die man geriet, zu verstehen. Weil sie aus dem Raster nachträglicher schwäbischer Selbstbetrachtung herausfallen, sind all jene, die nicht bis ans Endziel gelangten, aber auch nicht starben, sondern unterwegs „hängengeblieben“ sind, gleichfalls zu beachten, weil sie – in Summe zwar eine Randgruppe – zur Bunteheit des zeitgenössischen Bildes von Ungarn unwillkürlich beigetragen haben.

4. Die Konsolidierungsphase

Wenn es sich im vorliegenden Fall um das Thema Kulturtransfer bei den Banater Schwaben handelt, bezieht sich das Blickfeld nicht nur auf die Mitnahme eigener Kultur in das Banat, sondern auch auf deren Ausstrahlung in Raum und Zeit sowie auf die Wahrnehmung und Verarbeitung kultureller Elemente, auf die die Kolonisten an Ort und Stelle stießen. Es ist für die Historiographie über die Südostdeutschen generell bezeichnend, dass sie weder das Wesentliche der mitgebrachten Kultur klarstellt noch alle Adressaten nennt, die davon Nutzen zogen bzw. die Vorgänge ausreichend behandelte, wie der Kulturtransfer erfolgt ist. Von zentraler Bedeutung sind dabei nicht Dinge, Wissen oder Wirkungen, sondern die Menschen selbst. Es kommt also letztlich darauf an, die Fähigkeit, aber auch den Willen aller Beteiligten zu berücksichtigen, inwieweit und wie Kultur weitergegeben und aufgenommen worden ist. Dies ist ein wechselseitiger Prozess, der nicht allein die Deutschen, sondern auch alle anderen Landesbewohner betrifft, d. h. die Magyaren, Serben, Rumänen usw.

Mit Sicherheit spielte eine große Rolle, inwieweit die Menschen unterschiedlicher kultureller Prägung miteinander überhaupt zu tun hatten, um einander kennenzulernen. Solange die einzelnen Ethnien vorwiegend getrennt siedelten und einander nur fallweise begegneten, war eine wechselseitige Weitergabe zwangsläufig reduziert. Sobald der Verkehr zwischen den Dörfern und Städten jedoch zunahm, konnten sich vermehrt Berührungen und Austauschvorgänge entwickeln. Eine zweite Frage bezieht sich auf das Einander-Verstehen-Können, d. h. auf die Mittel der Verständigung. Es geht um längst zu den großen Aufg.

beziehen, Rumänen, Ungarn, Serben, Kroaten, Slowaken usw. zu erstellen, wofür eine Fülle von Einzelergebnissen vorliegt, doch gibt es keine Gesamtschau. Man darf aber nicht nur an die sprachliche Vermittlung kultureller Elemente denken, sondern muss ebenso berücksichtigen, dass es andere Spielarten des Austausches gegeben hat: Zum Beispiel das visuell erfolgte Abschauen, das Verarbeiten über den Umgang mit Dingen, aber auch das Begreifen dank Lehr- und Lernprozessen. Eine dritte Frage betrifft das Miteinander-Müssen der verschiedenen Ethnien das Banats, das nicht nur auf Nachbarschaft oder gemeinsamer Betroffenheit (Krieg, Unwetter u. ä.) beruhte, sondern von Politik und Verwaltung lanciert worden ist. Hinsichtlich der Art, wie kulturelle Vermischungen vor sich gehen können (Zeitpunkt und Zeitdauer spielen natürlich eine Rolle), gibt es drei Varianten mit etlichen Zwischenformen:

a) Die unwirksamste Variante für einen Kulturtransfer ist die Abschottung kulturtragender Gruppen voneinander, wodurch im Fall der Kolonisierung die Verlagerung zwar von einem Ausgangsraum (Deutschland) zum Zielraum (Banat) stattfindet, aber nicht zwischen den verschiedenen Bewohnerkategorien des Schauplatzes.

b) Eine wirksamere Variante besteht im Wahrnehmen von kulturell Neuem, das aber mit Gleichgültigkeit bedacht wird, sei es weil man den Sinn des kulturellen „Angebots“ (neue Anbaumethoden, neue technische Lösungen, einen anderen Umgang mit den Ressourcen und dergleichen) nicht versteht, weil man dessen Nutzen nicht erkannt hat oder auch, weil man (aus welchen Gründen auch immer) gegen die Zugereisten eingestellt ist.

c) Die „beste“ Variante für Kulturtransfer besteht zweifelsohne in der Kenntnisnahme und Verwertung von kulturell Neuem, was auf zweifache Weise erfolgen kann und alternative Wirkung nach sich zieht: durch unkritisches Kopieren (Translation) oder durch kritisches Auswählen (Selektion), um die eigene Kultur entweder zu bereichern (Addition) oder eigene Elemente durch fremde auszutauschen (Elimination).

5. Die Jahrzehnte allgemeinen dynamischen Wandels

Die Jahrzehnte ab den 1840-er Jahren bis zum Ende des Ersten Weltkrieges waren eine Periode, die auf politischer Ebene ebenso wie auf wirtschaftlicher, kultureller und gesellschaftlicher Ebene starke Veränderungen mit sich gebracht hat. Der Zeirhythmus unterlag der Beschleunigung, die Kommunikation hat stark zugenommen (Dampfschiffahrt, Eisenbahn), die Technik und beginnende Industrialisierung haben einen namhaften Einfluss ausgeübt (Maschinenzeitalter), die Verstärkung hat einen deutlichen Aufschwung erlebt, das Bildungswesen hat neue Blüten erfahren, der moderne Staat war um eine vermehrte Angleichung zwischen Regionen und Gesellschaftsschichten bemüht, und die nationale Idee hat Land und Leute erfasst. Auf den ersten Blick scheint diese Periode für das vorliegende Thema keine besondere Bedeutung zu haben, wenn man den Kulturtransfer auf ein „einmaliges Mitbringsel“ der Deutschen reduziert. Das war mit Sicherheit nicht der Fall; ganz im Gegenteil: Ich behaupte, erst jetzt kam der Kulturtransfer auf seinen Prüfstand, weil jenes Zeitalter den Austausch von Ideen, Praktiken, Menschen und Dingen

Brücke nach Südosten. Die Banater Schwaben als Gegenstand der Kulturtransferforschung

Dr. Harald Heppner (Graz) · Teil 2

Der eine Gesichtspunkt bezieht sich auf die Frage, wie die zahllosen modernisierenden Impulse, die das gesamte Land erfasst haben (dabei handelt es sich ja um eine zweite Welle von Kulturtransfer, die von „oben“ bzw. „außen“ ausging und sich gleichwohl im politischen und Geschäftsbereich, im Unternehmensbereich und in der Landwirtschaft wie im städtischen und ländlichen Kulturleben auswirkte), von den Banater Schwaben selbst verarbeitet worden sind. In diesem Fall wären weniger sie die Träger kulturell messbarer Innovation, sondern (vielleicht in vielen Fällen die ersten) Empfänger. In dem Zusammenhang sei bedacht, dass die ungarischen Deutschen im Unterschied zu den anderen Nationalitäten über ein kulturelles Reichum aufweisendes „Mutterland“ außerhalb der eigenen Lebenswelt verfügten, zu dem es genügend Verbindungen gab über familiäre Kontakte, über die gemeinsame Sprache und Literatur, über Studienaufenthalte und dergleichen.

Der zweite Gesichtspunkt, dessen Bedeutung in jenem Zeitalter an Gewicht zunahm, betrifft das sichtbare Bemühen der älteren Generation der Deutschen, der jüngeren Generation in den eigenen Reihen ein solides Selbstbild zu vermitteln. Es ist die Zeit des Gründens von Vereinen, Museen, Gedenkstätten und ähnlichen traditionsverarbeitenden Institutionen, die allesamt den Sinn hatten, die eigene Kultur zu dokumentieren und – zumindest innerhalb der eigenen ethnischen Gruppe – zu propagieren. Der Transfer besteht hier in der Weitergabe des Selbstverständnisses und der dazu gehörenden Requisiten der Banater Schwaben an die Jugend, die auf Grund des Zeitalters weit mehr als früher alternativen, d. h. nicht dem eigenen Kulturhorizont entstammenden Einflüssen und Konkurrenzangeboten ausgesetzt waren. Was meine ich damit? Dem assimilationistischen Druck der Magyaren galt es das Deutsche entgegenzusetzen, angesichts der „Verlockungen“ der Stadt galt es das „Heil“ des Dorfes hervorzuheben, wegen des beschleunigten Wandels zumal gegen Ende des 19. Jahrhunderts galt es die Erinnerung an die Zeit des Fußfassens im Banat zu unterstreichen usw.

Der dritte Gesichtspunkt, der in jener Zeit kulturellen Austausch betrifft, bezieht sich auf das Verhältnis zwischen den Schwaben und den anderen ethnischen Gruppen des Banats. Ohne damit nationale Überheblichkeit zu pflegen, wird man behaupten dürfen, dass die Entwicklung ganz Ungarns (und auch des Banats) andere Wege genommen hätte, wenn es die Deutschen im Lande nicht gegeben hätte. Daraus lässt sich ableiten, dass sie für die Anpassung von Land und Leuten an das Zeitalter der Moderne eine katalytische Rolle spielten. Um dies qualitativ und quantitativ zu beweisen, bedürfte es zahlreicher akribischer Untersuchungen, die dies vor Augen führen, ohne dabei auf Beispiele zu verzichten, wo dies nicht der Fall war. d. h. wo

zeichen bezeichnet werden, weil die Gewissheiten und Vorhersehbarkeiten, die zuvor das Leben bestimmt hatten, nun immer neu und unvorhersehbaren Szenenwechseln gewichen sind. Ein Faktor war die Aufteilung des Banats zwischen Rumänien, dem SHS-Staat und Ungarn, die die Verbindung zwischen den Bewohnern nicht erleichtert hat. Ein weiterer Faktor stellte das Bündel von Problemen im Dasein einer Minderheit dar, die sich immer mehr auf Selbstschutz zurückziehen gezwungen sah. Ein dritter, den nervus rerum betreffender Faktor, waren die ökonomischen Schwierigkeiten, die in der Weltwirtschaftskrise gipfelten und vor Augen führten, dass allein eigener Fleiß und Einsatz die Zukunft nicht mehr sichern konnten. Daher verstärkte sich das Interesse an der eigenen Tradition, der ab den 1930er Jahren das Deutsche Reich vermehrte Aufmerksamkeit zuwandte, einerseits um den in Not geratenen Volksdeutschen zu helfen, andererseits um sie in die Politik des um sich greifenden Nationalsozialismus einzubinden. Zuletzt war es der Mahstrom des Zweiten Weltkrieges mit seinen unmittelbaren Folgen, der eine Fülle von Fragezeichen auslöste. Wie konnte sich da Kulturtransfer noch entwickeln?

In jener Phase kamen für die Banater Schwaben, aber auch alle anderen Deutschen, zwei Richtungen von Kulturtransfer in Betracht: Weiterhin der mit den nationalen Gruppen innerhalb des jeweiligen Landes und der mit den Reichsdeutschen. Im ersten Fall ist davon auszugehen, dass vor dem Hintergrund mancher Zwänge, aber auch Anreize liefernden Nationalpolitik vermehrt Mischehen zustande kamen, wodurch in den Familien wechselseitig Sichtweisen, Praktiken und Lebensstile ausgetauscht worden sind. Zum zweiten verschob sich deutlich das ethnische Gefüge der Stadtbevölkerungen: Vom Land in die Stadt drängende Nichtdeutsche geneten nun verstärkt in Umfeldern, die – betreffend die Kommunalverwaltung, das Wirtschafts- und das Kulturleben – in den Jahrzehnten davor von den Deutschen namhaft

geprägt worden waren. Die zweite Achse für kulturellen Austausch schufen die Beziehungen zu Hitler-Deutschland, in deren Folge reichsdeutsche Kulturelemente in die gewachsenen Verhältnisse der einzelnen Regionen eingedrungen sind (z. B. das germanische Ressenbild). Da und dort hat das nationalsozialistische Ideal allerdings auch auf Nichtdeutsche abgefärbt, und da wäre es interessant, herauszufinden, inwieweit diese Rezeption über Deutschland und dessen Organe oder über die Südostdeutschen als Mittler zustande gekommen ist.

7. Rückwanderung und Eingliederung

Auch wenn in der Südosteuropaforschung vor allem jener Kulturtransfer interessiert, der sich aus der Wanderung von Deutschen nach Ungarn usw. ableiten lässt, beschäftigen sich die Migrationsforscher und Kulturwissenschaftler auch mit den Ergebnissen in umgekehrter Richtung, d. h. wenn Nachfahren von Kolonisten in ihre Herkunftsländer rückgewandert oder anderswohin abgewandert sind.

Im vorliegenden Fall handelt es sich um die Rückkehr – sei es per Flucht, Vertreibung, Abschiebung oder schrittweise erfolgender Emigration – mit mehr oder weniger Umwegen hauptsächlich in die Bundesrepublik Deutschland, doch haben sich auch in Österreich und anderen Ländern Nachfahren der einstigen Kolonisten niedergelassen. In diesem Fall handelt es sich um einen doppelten Kulturtransfer, denn zum einen brachten die Rückkehrer ihre traditionelle Kultur in die neue Heimat mit, und zum anderen stießen sie auf eine andere Kultur, mit der sie erst zurecht kommen mussten. Dieser Unterschied war (und ist) umso deutlicher, je später die Aussiedlung erfolgte, denn die Verhältnisse zu Kriegsende und danach ähnelten strukturell denjenigen in der alten Heimat (sieht man vom Kommunismus ab) weit mehr als dann ab den 1970-er Jahren. Der Unterschied zum 18. Jahrhundert besteht mit Sicherheit darin, dass der Anpassungsdruck

in Deutschland enorm zugenommen hat, den es – kulturell gesehen – im Ungarn des 18. Jahrhunderts nicht gegeben hat. Ein weiterer Unterschied besteht in der Auswirkung auf die Generationen: Während die Älteren ihr kulturelles Selbstverständnis, das sie aus Rumänien, Jugoslawien oder Ungarn mitbrachten, soviel als möglich bewahren wollten (und wollen), ist die jüngere Generation bereit, ja gezwungen, sich an den neuen Gegebenheiten zu orientieren. Der nunmehr erfolgende Kulturtransfer bestand und besteht – von der familiären Ebene abgesehen – vorwiegend darin, dass es möglich wurde, Museen, Dokumentationszentren u. ä. ins Leben zu rufen, die als Zeugenstätten einst gelebter Kultur fungieren; auch wenn sich derartige Institutionen im Prinzip an alle wenden, dienten sie letztlich doch hauptsächlich den betroffenen Rückwandererkreisen. Wenn der Einfluss von Banater Schwaben und anderen Südostdeutschen auf die BRD im Vergleich zum einstigen Ungarn kulturell gering einzuschätzen ist, dann liegt das nicht nur daran, dass sie keine sogenannte „kritische Masse“ darstellen, die kraft ihrer Zahl automatisch Gewicht bekommt, sondern auch, weil die BRD selbst einem ununterbrochenen Kulturtransfer aus verschiedenen Richtungen (besonders aus den USA, aber auch aus dem Orient) ausgesetzt und mit der Verarbeitung aller Impulse beschäftigt ist.

8. Ausblick auf die Zukunft

Welche Zukunftsaussichten die Banater Schwaben in der alten und neuen Heimat haben werden, erfordert Prophetie, der ich mich nicht bedienen möchte; hier geht es allein darum, die Kulturtransferforschung ins Auge zu fassen. Damit jener Forschungszweig als eine der Varianten wissenschaftlichen Kulturtransfer, denn zum einen kann, bedarf es folgender Schritte:

a) Es gilt, jenes Erfahrungswissen der älteren Generation unverzüglich zu speichern, ehe es verloren geht. Dabei handelt es sich zwar um subjektives Wissen, doch stellt es einen unwägbaren Schatz dar, den andere Quellen nicht aufwiegen können.

b) Es bedarf des Vergleichs mit anderen südostdeutschen Gruppen, da die dann offenbar werdenden Ähnlichkeiten und Unterschiede das Spektrum der Erkenntnis verbessern.

c) Es bedarf des Sammelns von Schrift- und Dinggut, das Auskunft gibt oder Rückschlüsse zulässt, welche Beziehungen diese Deutschen zu ihren nichtdeutschen Nachbarn besaßen und welche Wirkungen daraus erwachsen sind.

d) Fragen des Kulturtransfers zwischen den Banater Deutschen und Nichtdeutschen können allein mittels Studien aus Richtung der Schwaben allerdings keine endgültigen Antworten liefern; dazu bedarf es auch des umgekehrten Vorgehens aus dem Blickwinkel der Magyaren, Serben, Rumänen usw.

e) Schließlich – und diese Worte seien an die Vertreter der Kulturwissenschaften gerichtet – gilt es, Augenmaß zu bewahren, denn jene Disziplin neigt dazu, die Bodenhaftigkeit zu verlieren und sich eher zum Teil unverständlichen „Inrasologie“ zu bedienen;

Donauschwäbisches Zentrummuseum im August

Öffentliche Führungen durch die Sonderausstellung „Johnny Weismüller“ des Donauschwäbischen Zentrumsmuseums in Ulm finden am 8. und am 22. August jeweils um 14 Uhr statt. Die Dauerausstellung „Räume, Zeiten, Menschen“ kann zu den gewohnten Öffnungszeiten des Museums (Dienstag bis Sonntag 11–17 Uhr) besichtigt werden. Öffentliche Führungen durch das Museum sind für den 15. August und 5. September vorgesehen. Anschrift des Museums: Schillerstraße 1, 89077 Ulm, Tel. 0731/962540.

Das »Donau-Duo« im Rundfunk

Der katholische Sender „Radio Maria“ bringt am 7. August (13 bis 14 Uhr) eine 40-Minuten-Sendung „Mit frohem Herzen will ich singen“ in seiner Reihe „Bei uns zu Gast“. Bruder Lambert Six, der dort als freier Radiojournalist tätig ist, hat im vergangenen Jahr im bayrischen Benediktinerkloster Ettal mit dem Donau-Duo (Mathias und Theresia/Resi Klein) ein Interview zu ihren Tonträgern mit Marienliedern („Mit frohem Herzen will ich singen“ und „Glaube – Liebe – Hoffnung“) aufgenommen. Auch Robert Rahr wurde als Gründer und Vorsitzender der Blaskapelle „Original-Donauschwaben“ unter den Kapellmeistern Kornel Mayer und Josef Schmalz mit einbezogen. Für diese Kapelle hatten Mathias und Theresia/Resi Klein Blasmusiklieder für gut ein Dutzend Langspielplatten besungen. Schon vor Jahren hat das Donau-Duo zwei Musikkassetten mit Marienliedern veröffentlicht, die inzwischen auf zwei CDs übertragen wurden: „Mit frohem Herzen will ich singen“ und „Glaube – Liebe – Hoffnung“. Mathias und Theresia Klein (Möslweg 8, 80939 München, Telefon 3111256) sind Schwager und Schwägerin und haben auch die CD „Das Donau-Duo präsentiert unsere Lieder. Volks- und volkstümliches Liedgut aus donauschwäbischem Erbe“ produziert.

Der katholische Rundfunk „Radio Maria“ ist weniger bekannt, er hat aber einen beachtlichen Hörerkreis. Er ist bei Kabelanschluss über UKW und auf „Astra“ mit Satellitenschüssel zu empfangen. Interessenten können Näheres über Empfangsmöglichkeiten bei ihren Pfarreien erfahren oder telefonisch bei Radio Horeb (Hörerservice), Telefon 0700 / 75257525.

Robert Rahr

BUCHTIPP:

Johann Steiner: „Handball-Geschichte(n). Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben ebnet Rumänien den Weg zum Gewinn von sieben Weltmeisterschaften“. Ein Überblick über das Handballgeschehen von der Einführung des Spiels 1921 in Hermannstadt bis zum Niedergang in den achtziger Jahren, der eng verbunden ist mit der Aussiedlung der Deutschen aus Rumänien. ADZ-Verlag Bukarest. Bestellungen beim Autor telefonisch (02246 / 2186) oder über Email (waltraud.steiner@t-online.de). Preis 14,90 Euro zuzüglich Verpackung und Porto.

